Darf man einfach aus seinem Leben verschwinden? In Japan tun das Tausende

Menschen lösen sich scheinbar auf, mitten in der Nacht, ohne Erklärung. Ein Tabubruch. Oder eine Möglichkeit.

Von Andreas Babst, Neue Zürcher Zeitung, 19.09.2026

Ich tat nichts Unrechtes. Mein einziges Vergehen war, dass ich mich nicht anpassen konnte. An jede Art von Arbeit konnte ich mich gewöhnen; es war das Leben selbst, an das ich mich nicht anpassen konnte. Der Schmerz des Lebens, die Traurigkeit . . . und das Glück . . .
(Aus dem Roman: «Tokyo Ueno Station» von Yu Miri)

An einem Mittwoch um Viertel vor neun abends an einem Bahnhof in Tokio treffen sich ein Mann und eine Frau im Grau. Das Licht aus der Fensterfront der Station ist zu schal, um der Umgebung ihre Farbe zurückzugeben. Der Mann tapst auf die Frau zu und verneigt sich. Die Frau packt seine Hand. Greift seine mit ihren beiden. Der Mann scheint überrascht ob der Nähe, aber ergibt sich. Ein paar letzte Pendler tröpfeln aus dem Bahnhof, während das Paar die Schritte zum schwarzen Kastenwagen geht.

Alles dauert nur einige Sekunden. An diesem Abend wird der Mann, er soll hier Otha heissen, sein altes Leben aufgeben. Er wird für immer verschwinden.

Die Frau, Miho Saita, hat sich um alles gekümmert.

«Entschuldige», sagt Otha im Kastenwagen.

«Das ist das letzte Mal», sagt Saita.

«Entschuldige.»

Jedes Jahr verschwinden in Japan laut der Polizeistatistik zwischen 80 000 und 90 000 Menschen. Die Mehrheit von ihnen taucht wieder auf. Einige wurden Opfer eines

Verbrechens. Andere hingegen bleiben weg, weil sie nicht gefunden werden wollen. Sie haben sich selbst aus ihrem alten Leben entfernt, ohne Erklärung. Unternehmen wie jenes von Saita helfen ihnen dabei.

Auf Japanisch gibt es verschiedene Wörter für dieses plötzliche Verschwinden. Und passgenaue für die Umstände. Sie fangen das Unaussprechliche ein. Wörter verwandeln den Tabubruch in eine Möglichkeit.

Johatsu. *Bedeutet übersetzt: Jemand verdampft. Leicht veraltet, beschrieb Ehepartner, die plötzlich weg waren.*

Eine Stunde vor dem Treffen mit Otha sitzt Saita auf dem Beifahrersitz des Kastenwagens und beisst in einen Wagyu-Burger vom Drive-in-Schalter. Sie balanciert ihn auf den Fingerkuppen, ihre künstlichen Nägel verhindern einen festen Griff. Heute sind sie olivgrün, vor ein paar Tagen waren sie noch pink und beklebt mit Strassdiamanten und Plastikgold. Einer Gesellschaft, in der sich Auffallen nicht schickt, zeigt Saita ihre glitzernden Krallen.

Saita ist 56 Jahre alt, «dabei war ich gerade erst 23», sagt sie und kichert. Seit 25 Jahren lässt sie Menschen verschwinden. Pro Jahr seien es etwa hundert Kunden.

Angefangen hat sie mit sich selbst, da war sie noch in ihren Zwanzigern. Vier Jahre lang lebte Saita mit einem gewalttätigen Mann zusammen. «Als ich zum dritten Mal von der Ambulanz abgeholt wurde, riet mir ein Polizist, einfach zu verschwinden.» Als der Mann aus dem Haus war, packte sie ihre Sachen und den Hund, lud alles ins Auto und fuhr weg. Sie liess den Mann und das Musiklokal, das sie führte, hinter sich und lebte für eine Zeit im Auto.

«Einsamkeit ist das Schlimmste», sagt Saita. In ihrem alten Leben hatte sie sich einmal einer Freundin anvertraut, fragte, ob sie bei ihr für ein paar Tage unterkommen könne. Die Freundin antwortete, ihre Eltern seien zu Besuch. Saita ist sich sicher: Es war gelogen. «Alle sagten immer, es sei meine Schuld. Aber ich wusste, irgendetwas läuft falsch.»

Tokios Nächte sind nie ganz dunkel. Die Leuchtreklame eines 24-Stunden-Shops schimmert. Eine Strassenlampe in einer Gasse. Autoscheinwerfer ziehen vorbei. Im Halbdunkeln behalten Dinge ihre Kanten: Silhouetten, wie gefaltet aus Papier. Die

Fasern, die uns halten: Papier. Du kannst sie zerreissen. Durch den Riss gehen, verschwinden.

Das ist Saitas Versprechen.

Nach ihrer eigenen Flucht setzte sie eine Website auf. Ihre ersten Kunden waren eine Familie, verschuldet bei einem Kredithai. Sie schleuste die Familie aus dem Haus an den Aufpassern des Kredithais vorbei. Die meisten Kunden finden sie über die Website. Es gibt viele Firmen in Japan, die denselben Service anbieten. Saita schätzt, es seien Tausende. Der Service: Yonige, Nachtflucht.

In den neunziger Jahren gab es eine populäre Spielfilmreihe über die klandestinen Umzugsunternehmen: «Yonigeya Hompo»; in den Filmen tragen die Schauspieler schwarze Lederjacken, Taxis rasen durch die Nacht, Menschen verschwinden in Tunneln, gegraben unter ihren Häusern. Saita hat die Filme gesehen, gelernt hat sie dabei nicht viel. Auch ihre Kunden kennen die Filme, «die denken, ich komme in einem schwarzen Overall und mit einem Boot». Die Realität, sagt Saita, sei weniger dramatisch, obwohl sie das eigentlich mag: etwas Drama.

Von hundert Umzügen seien hundert verschieden. Der Service ist umfassender oder weniger umfassend, aber etwas bleibt gleich: Saita mietet einen Kastenwagen und organisiert Helfer, viele sind ehemalige Kunden, wie der Fahrer heute. Sie vereinbart einen Treffpunkt. Sie überlegt sich, wo Überwachungskameras sein könnten. Dann taucht sie auf. Lädt ein. Fährt los. In ein neues Leben.

Und es gibt noch einen Unterschied: «Im Film helfen sie Leuten ohne Geld.» Saitas Dienste aber kosten. Meistens um die tausend Franken, eine erhebliche Summe. Bekannte, die wissen, was sie tut, sagen ihr, sie habe einen dreckigen Job. Aber ihr Sohn geht auf die besten Schulen. «Einer dieser jungen Männer, die das Scheitern noch nicht kennen», sagt sie. Wenn sie keinen Kastenwagen gemietet hat, fährt Saita einen weissen BMW.

Der heutige Kunde, Otha, schreibt ihr, er warte am Bahnhof. Er hat gerade seine Schicht beendet. Saita ist bereit. «Ich bin immer bereit.»

Kamikakushi. *Etwa: versteckt von den Göttern. Aus dem traditionellen Japan, Erklärung für eine Person, die plötzlich weg ist.*

REPORTER:INNEN forum

Wenn Manabu Yanagi seinen Laptop öffnet, blicken ihm Menschen entgegen, die er nie getroffen hat. Fotos von Vermissten. Yanagi hat den Verschwundenen einen grossen Teil seines Lebens gewidmet. Yanagi, 77, war einst Polizist, dann Privatdetektiv in Tokio – Angehörige bezahlten ihn, damit er ihre Liebsten findet. Heute leitet er MPS, kurz für Missing Person Service; eine Freiwilligenorganisation, gegründet für alle, die nicht genug Geld haben, einen Privatdetektiv zu engagieren. MPS hilft trotzdem.

«Heute verschwinden mehr als früher. Ich glaube, Isolation ist einer der Gründe – ich glaube, das ist ein grosser Grund», sagt Yanagi.

Er lebt in Nikko, einer Kleinstadt etwa zwei Stunden entfernt von Tokio. Seinen Laptop hat er auf dem Stubentisch platziert, der aussieht wie die Theke eines Krämerladens. Hier habe er alles in Griffweite, sagt Yanagi: Knabbereien, Instantkaffee, die Fernbedienung für die Klimaanlage, eine Schirmmütze für den Sommer, eine Kappe für den Winter. Gegenüber steht ein elektrischer Massagestuhl, er lässt nur gute Freunde darin sitzen.

Etwa 150 Fälle bearbeitet er im Jahr. 80 Prozent der Vermissten finde er irgendwann, sagt Yanagi. Angehörige füllen auf der Website ein Formular aus. Darin sollen sie Gründe angeben für das Verschwinden: Schulden, Demenz oder ein Kind, das sich schämt, eine Prüfung nicht bestanden zu haben an der Uni, für die die Eltern bezahlten. Yanagi findet, eine Schulnote sei kein guter Grund, einfach zu verschwinden.

Manchmal gibt es keinen Grund. «Dann geben wir den Göttern die Schuld, dass jemand nicht mehr da ist», sagt Yanagi: Kamikakushi.

Viele Angehörige wenden sich zuerst an die Polizei. Aber die kann nur helfen, wenn ein Verbrechen vorliegt oder bei Demenzfällen – ein zunehmendes Problem in Japans alternder Gesellschaft. Wenn jemand aber über 20 Jahre alt ist und freiwillig geht, dann hat die Person das Recht dazu. Japans Gesetze schützen die Privatsphäre stark; eine Bank, eine Gemeinde und auch die Polizei dürfen Personendaten ohne Einverständnis nicht an Angehörige weitergeben. «Wenn die Polizei die Person findet und diese nicht heimgehen will, dann kann die Polizei auch nichts machen», sagt Yanagi.

Verschwinden ist nicht das Schwierige. Versteckt bleiben schon. Wenn Yanagi jemanden sucht, hält er Ausschau nach Gewohnheiten und Beziehungen. Ganz allein gehe es nicht, die meisten brauchten Geld, eine Arbeit, irgendjemand erkenne die Person vielleicht. Am besten verstecke man sich in den Grossstädten. «Wenn du nicht gefunden werden willst, dann darfst du möglichst wenig mit anderen zu tun haben», sagt Yanagi. Das geht besser in Tokio als in Nikko. In seinem Quartier wisse man sogar, wie viele Junge die Nachbarskatze geworfen habe, sagt Yanagi. In den Grossstädten gibt es immer Arbeit, nicht jede Firma will alles über ihre Angestellten wissen. «In den Grossstädten sind menschliche Beziehungen komplett heruntergefahren.»

Um sich der Enormität von Tokio bewusst zu werden, muss man es sich von oben anschauen. Wenn es eindunkelt, blinken an den Hochhäusern rote Warnlampen zur Flugsicherung. Unter dem Abendhimmel ein zweiter aus roten Sternen. Und darunter auf den Strassen die Menschenströme in weissen Hemden, die sich vermengen, sich ausweichen. Menschen, die aus dem Büro, aus dem Zug treten, sich einreihen in den Strom der anderen, Abstand haltend, in einen lautlosen Gleichschritt verfallend. Gesicht im Smartphone. In Tokio tanzen sie Tag für Tag das Ballett des modernen Menschen. Europa probt noch.

«Eigentlich hat Japan keine Kultur der Einsamkeit», sagt Yanagi. «Unsere alten Häuser waren so gebaut, dass alle in einem Raum schliefen. Aber mit der Zeit wurde Privatheit immer wichtiger. Jetzt haben wir Einzelzimmer.» Die japanische Regierung hat die grassierende Einsamkeit zu einem dringenden Problem erklärt und ein Ministerium für Einsamkeit und Isolation gegründet. Die Vereinzelung der Gesellschaft ist weit fortgeschritten. Aber auch in der Schweiz fühlt sich bereits jede dritte Person manchmal oder oft einsam. In Deutschland leiden besonders die Jungen.

Familien, denen Yanagi hilft, haben etwas gemeinsam: eine Sprachlosigkeit. «In Familien, die offen über ihre Gefühle reden, wird selten jemand vermisst», sagt Yanagi. Oft wolle jemand, der verschwindet, sich lösen – von den Eltern, der Partnerin, «aber er kann das Gefühl nicht ausdrücken». Traurigkeit, Einsamkeit, Verletzungen. All die Dinge, die eine Beziehung verkleben. Ohne Gespräche bleibt Verdrängung – und Flucht. Aber Traurigkeit, Einsamkeit, Verletzungen, sie bleiben haften, tief drin, wie Kaugummireste, lösen sich nicht.

Am Rand von Yanagis Heimatstadt Nikko liegt ein Wald, entlang einer Schlucht sind Steinstatuen aufgereiht. Sie zeigen Jizo, den buddhistischen Schutzgott der Kinder, besonders der verstorbenen. Die Statuen tragen aus roter Wolle gestrickte Umhänge und Käppchen. Das Spiel geht so: Man zählt die Statuen auf dem Hin- und auf dem Rückweg durch die Schlucht. Nie sind es gleich viele. Immer scheint eine der Statuen wie weggepflückt.

Yanagi sagt über die Menschen, die er nie gefunden hat: «Ich frage mich, was sie alle machen.»

Die Jizo-Statuen sind mit Moos überwachsen. Oft ist der ganze Körper bedeckt. Nur das Gesicht ist noch frei. Niemand verschwindet ganz.

Daijobu. *Etwa: Alles ist gut, es ist okay. Kann eine Antwort sein oder auch eine Frage.*

Saita dreht den Kopf zur Rückbank des schwarzen Kastenwagens:

«Wie viele Ferientage hast du noch?»

«Noch fünfzehn Tage», antwortet Otha.

«Hast du etwas im Spind gelassen?»

«Nur Kleinigkeiten.»

Saita und Otha haben sich vor acht Jahren zum ersten Mal getroffen. Damals plante Otha seine erste Flucht. Er ist heute 45 Jahre alt. Er trägt eine Brille mit dünnem Rand, am Handgelenk eine nicht zu auffällige G-Shock-Uhr. Ein Pendler unter vielen.

Bis zu dieser ersten Flucht hatte er ein normales Leben, so sagt er es selber. Sohn einer alleinerziehenden Mutter, studierte Literatur, wollte im Verlagswesen arbeiten: Er mag Manga-Comics. An der Uni lernte er bei einem Vortrag einen Unternehmer kennen. Sempai nennt er ihn, etwa: Mentor. Sempai überzeugte ihn, zusammen ein Geschäft zu gründen. Sie handelten mit Secondhand-Artikeln. Sie reisten in die Philippinen, nach Malaysia, Singapur. «Er öffnete mir die Welt», sagt Otha. Als seine Mutter starb, gab ihr Sempai auf dem Sterbebett das Versprechen, dass er sich um Otha kümmern werde. Es sei ein gutes Leben gewesen, sagt Otha, er habe Geld verdient, habe manchmal

geglaubt, er sei besser als alle anderen. Die Freunde von der Schule und der Uni traf er nur noch, um ihnen etwas zu verkaufen. Sie entfernten sich nach und nach.

Die Beziehung mit Sempai endete, als Otha Mitte 30 war. Das Unternehmen hatte Schulden, Sempai hatte an der Börse spekuliert; er beschuldigte Otha, drohte, und der hatte kein Umfeld mehr, das ihn hielt.

Bei der ersten Flucht liess Saita seine alte Wohnung putzen und vermittelte ihm einen Job bei einer Metallfabrik. Otha stapelte Brücken- und Strassenteile. Es war eine eintönige Arbeit. Er mochte das. Acht Jahre lang arbeitete er Schicht, schlief in einem Zimmer für Arbeiter, Tagschicht und Nachtschicht teilten sich ein Bett – wenn einer zurückkam, ging der andere zur Tür hinaus. Er freundete sich mit seinem Mitbewohner an. Am Wochenende waren sie manchmal zusammen im Zimmer. Der Mitbewohner lieh sich Geld von ihm und verschwand.

«Ich habe genug von Menschen», sagt Otha.

In den vergangenen acht Jahren hatten Saita und Otha immer wieder Kontakt. Er wollte wissen, ob es daijobu war, ob es okay war, zu gehen.

Saita sagt, als sie selber floh, habe sie genau dieses Wort von andern hören wollen. «Mich dürstete danach.» Selbstvergewisserung. Manchmal wisse man erst nach vielen Jahren, ob die Flucht richtig gewesen sei, sagt Saita, manchmal erst am Lebensende. Sie schenkt ihren Kunden das Wort nicht leichtfertig, obwohl sie ständig fragen. Sie ist nicht zuständig für Absolution. Sie hilft nur, durchzusteigen durch den Riss.

Was sie manchmal sagt: «Du darfst gehen, du hast genug getan.»

Der Kastenwagen hält neben einem zweistöckigen Haus an der Schnellstrasse. Im Hotel nebenan flackern Buchstaben in der Neonbeleuchtung. Otha soll ein paar Dinge zusammenpacken fürs neue Leben. Im oberen Stock gehen vom Gang mehrere Türen ab. Alle bleiben geschlossen. Othas Kammer riecht nach kaltem Rauch und Waschmittel. Der algenfarbige Vorhang ist zugezogen, aber hält den Strassenlärm nicht draussen. Im Spülbecken am Fussende des Bettes steht ein leerer Monster-Energydrink, auf der Ablage liegen Eiskaffeefläschchen aus den Getränkeautomaten. Otha greift ein paar Kleider von den Plastikbügeln und faltet sie in eine Sporttasche. Eine Sporttasche,

ein Rucksack und ein Bauchtäschchen, das ist alles, was er mitnimmt. Der Raum ist überstellt, aber die Dinge darin haben nur Gebrauchswert. Alles ersetzbar im nächsten Shoppingcenter. Otha hat keinen Ballast und keine Anker.

Er sitzt aufs Bett. Saita hat ihm einen Brief vorgeschrieben. Otha kopiert ihn:

Es tut mir sehr leid, dass ich verschwinde. Ich habe kein Verbrechen begangen. Ich will mich nicht umbringen. Bitte suchen Sie mich nicht. Vielen Dank für alles. Ich will gerne noch meine restlichen Ferientage beziehen. Ich würde gerne kündigen. Nichts in meinem Spind brauche ich noch. Bitte senden Sie Grüsse an alle.

Er adressiert den Umschlag an seine Firma und lässt ihn auf dem Beistelltischchen liegen, wo ihn irgendwann irgendjemand finden wird. Packen und Schreiben – es waren nur wenige Minuten. Vorsichtig öffnet er die Zimmertür und schleicht durch den Linoleumgang, die Treppe hinunter. Saita gibt sich Mühe, dass ihre Absätze nicht klackern.

Hikikomori. *Etwa: Rückzug nach innen. Modernes Phänomen, jemand verschwindet in sich selber, isoliert sich.*

Niemand verschwindet ganz. Das letzte Bild, das Daitomi Taka von seinem Sohn hat, stammt von der Überwachungskamera: Ein junger Mann steigt aus dem Wohnungsfenster und entfernt sich durch den Hauseingang zum Lift, ohne sich umzudrehen. Im körnigen Bild der Überwachungskamera sieht es aus, als würde sich Daitomi Takas Sohn unter den Halogenstrahlern auflösen.

Kiyohiko verschwand im Februar 2022 aus einem Fenster und kam nicht mehr zurück. Er war gerade 20 geworden. Zurück liess er drei Geschwister, seine Mutter und seinen Vater Daitomi Taka.

Die Familie Taka wohnt in einem Danchi, einer dieser Wohnsiedlungen, hochgezogen während des Wirtschaftsbooms nach dem Zweiten Weltkrieg. Ihr Block steht im Tokioter Quartier Machida. Taka arbeitete einst als Touristenführer, jetzt als Kurier. In der Garderobe, über den Schuhen, ein gerahmtes Familienfoto, aufgenommen in den Universal Studios in Singapur, als die Kinder noch kleiner waren. Kiyohiko, der Jüngste, vergräbt sich in den übergrossen Maskottchenhänden des «Madagascar»-Löwen. «Ich würde gerne noch einmal so ein Foto machen», sagt Taka.

Der Vater kann sich selber nicht erklären, was mit seinem Sohn passiert ist. Irgendwann nach der Primarschule fing Kiyohiko an, sich zurückzuziehen. Er ging nicht mehr zum Fussball. Er gab den Tennisklub auf. Blieb stundenlang in seinem Zimmer und spielte Ballerspiele. Kiyohiko weigerte sich, mit der Familie zu essen. Er wechselte an eine Abendschule, tagsüber arbeitete er in einem Fast-Food-Laden, mit dem Lohn kaufte er Videospiele. Freunde fand er online und bei der Arbeit. Daheim aber war er nur in seinem Zimmer. Niemand durfte es betreten, die Schiebetür blockierte er mit einem Stock. Mit Eltern und Geschwistern wollte er nicht sprechen. Im Winter stellte sein Vater einen Elektroofen vor die Tür, damit es drinnen nicht zu kalt wird.

Taka erinnert sich an das letzte Gespräch, das sie hatten, ungefähr vier Jahre vor Kiyohikos Verschwinden. Er stoppte seinen Sohn auf dem Gang, auf dem Weg zur Toilette. Später verrichtete Kiyohiko seine Notdurft im Zimmer, pinkelte in PET-Flaschen, die er unter dem Fenster aufreihte. Dabei sei er immer ein ordentlicher Junge gewesen, sagt Taka.

In diesem letzten Gespräch fragte Taka seinen Sohn, was los sei. Kiyohiko antwortete: «Ich habe keinen Platz.» Taka verstand ihn nicht, er hatte doch ein eigenes Zimmer.

Sie schalteten Ärzte ein, Kiyohiko war sechs Monate lang hospitalisiert. Nichts änderte sich. Einer der Ärzte riet Taka, er solle seinen Sohn einfach in Ruhe lassen. Hikikomori, der Rückzug nach innen, ist ein von der japanischen Regierung anerkanntes Phänomen. Druck in der Schule kann ein Auslöser sein oder das Gefühl, den Erwartungen, die Familie und Gesellschaft haben, nicht zu entsprechen.

Kiyohiko war Legastheniker, aber gut in der Schule. Und doch verbrachte er seine Teenagerjahre eingegraben in einem blauen Sessel in seinem Zimmer. Taka weiss das, weil er aus Verzweiflung einst eine Überwachungskamera im Zimmer seines Sohnes installierte. «Ich weiss, das hätte ich nicht tun sollen. Das ist seine Privatsphäre. Aber ich wollte einfach wissen, was hier geschieht. Ich konnte nicht anders», sagt Taka heute.

Kiyohiko unternahm nächtliche Ausflüge, meistens zum nahen 24-Stunden-Shop. Er quetschte sich durch sein Zimmerfenster in den Hauseingang und holte sich Lunchboxen. Einmal blieb er mehrere Tage weg. Die Polizei fand ihn in einem der

Internetcafés im Zentrum Tokios, in denen Ausreisser und Nachtschwärmer manchmal übernachten, weil man die Kabinen stundenweise mieten kann. Die Polizei schickte Kiyohiko nach Hause, er war noch minderjährig. Keine zwei Wochen nach seiner Volljährigkeit, um zwei Uhr morgens, verschwand er endgültig. Taka schaut sich manchmal die Websites an, wo die Polizei nichtidentifizierte Todesopfer publiziert. Aber Kiyohiko war nie dabei.

«Vielleicht war die Wohnung zu klein für ihn», sagt Taka.

Die Familie hat Vermisstenposter erstellt, sie zeigen Kiyohiko in Schuluniform. Taka sagt: «Ich kann mir nicht vergeben. Ich frage mich ständig: Was, wenn ich dies getan hätte? Oder das? Vielleicht wäre er nicht verschwunden.» Taka weint. Er hat seine Zweifel erst mit wenigen Menschen geteilt und wiederholt sie immer wieder. Irgendwann beendet sein ältester Sohn das Gespräch, es sei jetzt genug, ermahnt er den Vater.

Manche Vermisste kommen zurück. Jahre später. Manche trauen sich nicht. Sie schämen sich, verschwunden zu sein. Manche warten auf das Vermisstenposter, um sich zu vergewissern, dass sie jemand sucht. Dass sie jemandem etwas bedeuten.

«Ich würde ihn nicht einmal bitten, nach Hause zu kommen», sagt Taka. Ein Lebenszeichen sei genug.

Zwei Jahre lang hat er das Zimmer so gelassen, wie es war. Dann ist eines der anderen Kinder eingezogen. Kiyohikos ältester Bruder ist sich nicht sicher, ob sie überhaupt weitersuchen sollen. Er ist überzeugt, Kiyohiko lebe noch. Manchmal träumt er von ihm.

Seken. *Etwa: Gesellschaft, die Augen der Welt. Meint das unsichtbare Netz von Erwartungen und Bewertungen, das jede Person umgibt.*

Es regnet auf die Windschutzscheibe des schwarzen Kastenwagens. Lichtreflexe auf nassen Strassen. Regen unterbricht die Vereinzelung Tokios. Menschen fallen aus ihrer Rolle und suchen Unterstand neben Fremden.

Saita nimmt nicht jeden Kunden, der sie anruft. Sie hat eine Regel: «Alle sind Opfer geworden von irgendjemandem», sagt sie. Tätern, also Menschen, die anderen

das Leben vermiesen, hilft sie nicht. Wer was sei, erkenne sie bereits am Telefon. Täter redeten zu viel.

Manchmal besorgt sie ihren Kunden eine neue Wohnung. Manchmal eine Aufgabe. Für Otha tut sie beides. Eine Frau, der sie vor Jahren zur Flucht verholfen hat, braucht Hilfe in ihrer Schule. Jemand, der Dinge herumträgt und repariert. Sie wartet bereits auf Otha. Saita hat über die Jahre ein Netzwerk aufgebaut, mit vielen ihrer Kunden ist sie noch in Kontakt. Der Fahrer des Kastenwagens ist einer von ihnen, er hatte Schulden und hat vor zehn Jahren seine Familie verlassen: Er sagte ihnen, er gehe auf Geschäftsreise, und kam nie mehr zurück. Mittlerweile hat sich seine Frau von ihm scheiden lassen. Nach Jahren der Funkstille hat er wieder sporadisch Kontakt zu seinen Kindern, die Teenager geworden sind. Es gibt viele Arten des Verschwindens, aber es ist immer auch ein Scheitern.

Der Fahrer sagt: «Mir ist Seken heute egal. Es war mir so wichtig früher. Wenn du scheiterst, wird es dir klar. Nur wenn du nie scheiterst, behältst du Seken.»

Seken ist der Blick deiner Nächsten, in ihren Augen gilt es, sich richtig zu verhalten. Im besten Fall führt Seken zu gegenseitiger Rücksichtnahme, Respekt und einer schwer fass-, aber doch spürbaren Harmonie. Im schlechtesten Fall zu Vorwürfen, Erwartungsdruck und der Unmöglichkeit, die eigenen Probleme zu teilen, weil andere nicht damit belastet werden sollen. Wer Fehler macht, stört. Im Scheitern lauert keine Chance und kein Linkedin-Post, nur Scham. Die Selbstentfernung aus dem havarierten System: erscheint dann als das Anständigste.

Saita auf dem Beifahrersitz macht Scherze, um der Flucht etwas Leichtigkeit zu geben. Otha starrt auf ihre Nackenstütze. Draussen ziehen die Lampen Tokios vorbei. Die Danchis mit ihren Halogenleuchten über der Wohnungstür. Fassaden ohne Menschen, Menschen hinter Fassaden.

Wenn Otha über seine Entscheidung spricht, nutzt er das englische Wort: «reset», Neustart. Das wolle er. Als wäre das Leben ein Nintendo. Als könnte man einfach eine Taste lang genug drücken, und alles beginnt von vorne.

Er hätte auch selber in einen Zug, in einen Bus, in ein Taxi steigen können. Saita sagt, dafür fehle ihm der Mut. Den meisten ihrer Kunden fehle dafür der Mut.

Nach zwei Stunden endet die Fahrt in einer mit Tokio verwachsenen Grossstadt. Saitas frühere Kundin, sie soll hier Masimoto heissen, wartet am Treffpunkt. Sie wird Otha zu sich nach Hause nehmen, wohin genau, bleibt geheim.

«Ich habe das Zimmer geputzt und ein Duvet ausgelegt», sagt Masimoto zu Otha.

Saita ist noch immer am Scherzen. «Du musst ihn nicht bekochen, er muss abnehmen.»

Otha sagt nichts.

Masimoto sagt zu Saita: «Ohne dich würde ich nicht mehr leben.»

Vor vielen Jahren sass sie daheim, sie war verheiratet, aber kinderlos geblieben. Ihr Mann hatte ein Kind mit seiner Affäre. Sie putzte und kochte, fühlte sich wie eine Haushälterin, nur ohne Bezahlung. Sie googelte «Weglaufen» und fand Saitas E-Mail-Adresse. Sie schrieb ihr eine lange Nachricht: Masimoto packte all ihren Frust in diese Zeilen, aber erwartete keine Antwort. «Ich wollte einfach, dass jemand weiss, dass es da draussen eine Frau wie mich gibt.»

Saita schrieb einen Satz zurück: «Lass uns reden.»

Im neuen Leben als Schulleiterin ist Masimoto umgeben von Kindern. Von Saita habe sie gelernt, dass man nicht alles immer aushalten müsse. «Es ist okay, den Kanal zu wechseln», sagt Masimoto. Du musst deinen Lebensfilm nicht bis zum Schluss schauen, wenn er dir nicht gefällt. Vielleicht gibt es einen besseren.

Man kann das Leben als eine Abfolge von guten und weniger guten Entscheidungen betrachten und jeden Tag mit der Zuversicht beginnen, eher auf dem richtigen Weg zu sein. Bis er in eine Sackgasse führt. Muss man einfach damit leben?

Saita steigt wieder in den Kastenwagen. Es ist jetzt kurz vor Mitternacht. Otha und Masimoto bleiben zurück. Sie winken aus dem Halbdunkeln.

Shisso. *Etwa: plötzlich und spurlos verschwunden. Modern, wird in der Pop-Kultur und von der Polizei verwendet.*

Zwischendurch empfängt Hiroki Nakamori, 40, einen ausländischen Journalisten in seinem Büro an der Tokioter Universität Rikkyo. Japanische Journalisten interviewen ihn nie. Nakamori ist Assistenzprofessor für Gesellschaftsdesign und einer der wenigen

Akademiker, die sich mit den verschwundenen Personen in ihrem Land beschäftigen. Comics und Filme haben ihn für das Thema begeistert. Shisso ist ein wiederkehrendes Thema in der Pop-Kultur.

Im modernen Japan sind Menschen schon immer plötzlich verschwunden. Die ersten waren die Jugendlichen, die ein freieres Leben in den Städten suchten – sie tun das bis heute. In den sechziger und siebziger Jahren waren es Hausfrauen und Ehemänner, unglücklich verheiratet und unfähig, darüber zu reden. In Wirtschaftskrisen waren es entlassene Angestellte, die sich schämten, keine Aufgabe mehr zu haben. Jüngst sind es vermehrt die Alten, die niemandem zur Last fallen wollen.

Darf ich einfach aus meinem Leben verschwinden? Die Frage ist so unerhört, dass sie im Kopf kreist, bis die Phantasie übernimmt. Das Können, das Was-wäre-wenn lässt sich ausmalen. Es ist das Dürfen, das uns zurückhält. Nakamori sagt: «Von einem ethischen Standpunkt aus sage ich: Es ist okay, zu verschwinden. Aber es ist auch okay, die Person zu suchen und finden zu wollen.»

Vagheit auszuhalten, sei etwas ganz und gar Japanisches. Er hat ein Beispiel: Aus Europa hat er das Wort «ghosting» gehört, eine Wortneuschöpfung aus dem Zeitalter der Dating-Apps: Ghosten ist, wenn jemand aus unerklärlichen Gründen nicht mehr zurückschreibt. «Menschen im Westen halten es nicht aus, geghostet zu werden. Sie gehen sogar in Therapie deswegen.» In Japan braucht es kein Wort für Ghosting. «Es ist für uns kein Problem, wenn jemand nicht mehr zurückschreibt. Wir verstehen das.»

Shisso in einer App sozusagen. Im kleinen Verschwinden zeige sich die Haltung zum grösseren. Viele Verschwundene dürften nie gemeldet werden.

Auch in Europa verschwinden Menschen spurlos. Allein in der Schweiz sind es jährlich gegen 200, in Deutschland etwa 3000, die nicht gefunden werden. «Der grosse Unterschied zu Japan ist, was passiert, nachdem jemand verschwunden ist», sagt Nakamori: In Europa würden Menschen eher versuchen, eine Antwort zu finden.

Wer keine Antworten braucht, hat auch keine zum Richtig oder Falsch. Es ist vielleicht eine sehr europäische Sicht, dass Dinge weiss oder schwarz sein sollen. Selbstvergewisserung. Menschen wie Saita, die Nachtfluchten ermöglichen, sieht Nakamori schlicht als Dienstleister. Es gebe in der japanischen Gesellschaft

Dienstleister für so ziemlich alles Unangenehme: Agenturen, die für einen die Kündigung einreichen. Agenturen, die dem Partner die Scheidungspapiere übergeben.

Es ist Freitagnachmittag, und Nakamori will langsam aufbrechen. Draussen im Innenhof wachsen Ulmen. Man vergibt der sengenden Sonne in Tokio alles, überhaupt der Stadt, dank diesen Bäumen. Unter ihren Kronen ist es fast kühl, und der Wind und die Sonnenstrahlen werfen ein Schattenspiel auf dem Asphalt. Vögel zwitschern, unsichtbar.

Früher habe es eine Art Lebensschablone gegeben in Japan, sagt Nakamori noch. Du gehst zur Uni, findest einen Job, heiratest. Den Job hast du bis zur Pension, die Ehe bis ans Lebensende. «Es war nicht frei, aber wenn du geduldig bleibst, hast du am Ende alles. Es gab kein Risiko.» Doch diese jahrzehntelangen Jobs sind rarer geworden, und die Zahl der Singles steigt rasant.

Es gebe keine Schablone mehr, sagt Nakamori. «Heute musst du Entscheidungen treffen und die Verantwortung dafür tragen. Vielleicht bereust du sie zwanzig Jahre später. Aber das ist wie in Europa, oder?»

Das instabile, moderne Leben nennt er es.

Ikizurasa. *Etwa: Schwierigkeit, zu leben. Das Gefühl, isoliert zu sein in der Gesellschaft und deren Erwartungen nicht zu entsprechen.*

Am Tag nach seiner Flucht kommt Otha in ein Café in der Nähe seines neuen Zuhauses. Er habe gut geschlafen, so gut wie lange nicht mehr. Er habe sich ausstrecken können im Bett, zum ersten Mal seit Jahren. Es sei so ruhig gewesen.

Am Morgen hat er sein Handy angestellt. Er hat alle Menschen blockiert, die zu seinem Verschwinden Fragen stellen könnten. «Ich fühle mich erleichtert», sagt Otha.

Otha will nun neu beginnen. Auch Freunde wolle er finden – ihm sei jetzt klar, dass er nicht geschaffen sei für die soziale Isolation. Wahrscheinlich ist das kein Mensch: Beziehungen seien wichtig für die psychische Gesundheit, sagt die Forschung, und wer alle abbricht, weil er leidet, riskiert eine neue Einsamkeit, vielleicht eine noch tiefere. Eine Schule mit Kindern sei jetzt genau das Richtige, sagt Otha. Er wolle diesmal auch etwas unternehmen an den Wochenenden. Nicht wie früher einfach durch den Bahnhof und die Shoppingmalls schlendern.

Dann bricht er hastig auf: Er will nicht zu spät kommen bei der neuen Arbeit. Es ist schwer, mit ihm über Verantwortung zu sprechen. Gegenüber jenen, die ihn kannten in einem seiner alten Leben, ihn vielleicht vermissen. Dann wiederholt Otha die Geschichte, wie er betrogen wurde. Das Verhalten der anderen reicht, um sein eigenes zu rechtfertigen.

«Ich würde mich schlecht fühlen, wenn es diesmal nicht klappt», sagt er am Schluss.

Neu anzufangen, ist auch nur eine Entscheidung, die schiefgehen kann. Saita sagt, ein neues Leben gelinge nur, wenn die Person die Augen öffne. Wenn sie nicht dieselben Fehler wiederhole. Flucht ist das Gegenteil von Auseinandersetzung, und die Gefahr besteht: Saita hatte eine Kundin, die vor ihrem gewalttätigen Ehemann flüchtete – und dann wieder in einer Beziehung mit einem Täter landete. «Wenn du dich immer einsam gefühlt hast, wirst du dich im neuen Leben auch einsam fühlen. Du musst deine Perspektive aufs Leben ändern. Dann wirst du glücklich», sagt Saita.

Irgendwann will sie all die Menschen zusammenbringen, deren Flucht sie organisiert hat. Eine Art Treffpunkt der Aussenseiter. «Wo dich keiner bewertet. Ein Platz mit nur Nettigkeit.»

Sie sagt, sie selber sei weniger einsam, je mehr Menschen sie bei der Nachtflucht helfe. Manchmal erwische sie die Einsamkeit aber. Nicht so wie damals, als sie Opfer war. Aber das Gefühl komme eben manchmal doch über sie.

Es gehöre wohl dazu, zum Menschsein.